

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 106 (1980)
Heft: 2

Rubrik: Liebe

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Manchmal erschrecke ich ob meiner Gefühlskälte. Nachrichten, die mich erschüttern sollten, lassen mich kühl. Je mehr Tote, Verletzte, Flüchtlinge genannt werden, desto eher geht mir ein Rolladen herunter, den ich allzu gerne als «Selbstschutz» bezeichne. Misstrauisch hüte ich die Tränenrösten, und jedes «Jahr des ...» weckt in mir mehr Vorbehalte als konstruktive Gedanken.

Kürzlich aber fand ich eine Pressenotiz, die mir ein Stück meines Glaubens an die heile Welt zurückgegeben hat und mich gefühlsmässig stark beschäftigte:

Ein 37-jähriger Seemann, der in Küstennähe etwas reparieren musste und auf die kurze Fahrt die siebenjährige Tochter einer Freundin mitnahm, wurde mit seinem selbstgebastelten Boot in den Pazifik getrieben und blieb zwanzig Tage lang verschollen. Kurz bevor das aus Panzerglas und Oelfässern bestehende Boot sank, wurden die beiden von einem panamesischen Frachter 210 km vom Land entfernt entdeckt und gerettet.

In der Notiz wird berichtet, wie die beiden mit Robinsonschen Behelfsmitteln lebten, Kondenswasser sammelten und den Vorrat mit frischen Fischen, die der Seemann von Hand fing, «bereicherten». Was mich an der

Geschichte erschütterte, ist die Kraft, die Weisheit und die Liebe dieses Mannes, dem die Ausichtslosigkeit einer Rettung sicher während mindestens zwei Wochen klar gewesen sein muss. Wie behutsam muss er seine Ängste und Gefühle beherrscht und vor dem Kind verborgen haben, dass die Kleine bis zum Schluss die ganze Sache als Riesenspass ansah und erzählte, bei Langeweile hätten sie gesungen – am liebsten «Yellow Submarine»!

Dies geschah 1979. So hat das «Jahr des Kindes» für mich doch noch einen ganz privaten Sinn bekommen. UH

Wir haben einen kleinen Buben, der mit allem spielt, was ihm in die Hände gerät. Dazu gehören die Speisekarten in den Wirtschaften. Besonders die farbigen liebt er sehr. Dabei ist er sehr sorgfältig. Er zerstört nichts, solange man ihn gewähren lässt.

Im Restaurant eines grossen Warenhauses in Zürich hat ihm kürzlich die Serviertochter die farbige Glacekarte weggenommen mit der Bemerkung, das sei nichts für Kinder, die Karte sei so teuer. Ähnliche Vorfälle erleben wir immer wieder.

Jahr des Kindes – endgültig vorbei? Walter Huber-Ravazzi



Jahresfest des Männerchors «Aus voller Brust» im Restaurant «Zum Vogelpfiff». Wohlklang erfüllt den Saal. Auf der Bühne tut der Männerchor sein Bestes, unter der vorzüglichen Leitung des Dirigenten Rudolf Herzweit. Die Mannen singen Heimat- und Liebeslieder, so schön, dass den Freundinnen und Frauen unten an den langen Tischen das Herz aufgeht.

Es ist ja auch ein erheben-des Bild: die Mäuler alle zur gleichen Zeit offen und zu, offen und zu, und beim pianissimo gesungenen Ö von «du schönöne Maid» zu Rundummeli geformt. Ja, so ein Männerchor!

In der Pause steigen sie vom Podium, die Mannen, streben erwartungsvoll der Weiblichkeit zu –

«Wie sind wir gewesen?»

«Toll!»

«Grossartig!»

«Spitze!»

Sie haben ein Bier verdient, oder auch zwei, lassen sich nieder, schwatzen noch hochgeschwellt mit ihren Bewunderinnen – und schau, wie die Ehemänner nett sind zum Lineli, Fineli, Mineli und Trineli. Voller Liebe! Einer lässt sein Lineli hochleben, weil es zufällig grade Geburtstag hat, ein anderer das Fineli, weil es auch irgendeinmal Geburtstag habe, ein dritter hebt sein Glas auf Minelis Gesundheit, weil es ihm niemals einen Krach mache, wenn er spät oder früh heimkomme, und der vierte zeigt stolz den Pullover, den ihm Trineli gestrickt habe.–

«Ja, unsere Frauen!» sagen

sie, und: «Wir singen nur für euch.» Und singen wieder, singen:

*Am Morgen, wenn ich früh aufsteht',
die Sonn' geht auf mit Strahlen,
sah ich mein' Schatz schneeweiss gekleidet,
da hüpfte mein Herz vor lauter Freud,
vor lauter Lieb und Freud.*

Dann singen sie:

*Mein Mädel hat einen Rosenmund,
und wer ihn küsst, der wird gesund ...*

und zuletzt:

*All mein Gedanken, die ich hab,
die sind bei dir!*

Und auch noch ein Lied vom Mädelein in der Herberge im Walde, dem der Bursche die Ohren öffnet für das, was die Bäume leise rauschen ...

Lineli, Mineli, Trineli, Fineli unten im Saal schmelzen

vor Glück und klatschen sich am Schluss die Hände wund.

«Alle Lieder extra für Männerchor gesetzt», sagen die Männer, sich am Tisch im Saal niederlassend, ernten Lob und geben Liebe, bestellen kalte Teller, Koteletts und Frites und Kartoffelsalat und Würstchen für die Liebste und für sich.

Und jetzt sagt mir, wer von denen in meiner Nähe und wer von den lauter netten Mannen im Saal morgen imstande sein wird, seine Frau oder Freundin zu verhauen, abzuschmieren, zu verwalken? Haben doch so innig gesungen vom lieben Maderl, vom holden Rosenmund, vom Herzensglück, und sagen jetzt lauter wunderschöne Dinge. Sagt mir, wer, oder welcher?

Ich behaupte hiermit: keiner.

Maria Aebersold

Echo aus dem Leserkreis

Der Vorname genügt
(Echo Nebelspalter Nr. 43)

In unserem Dorf, wo ich aufgewachsen bin, war ich die einzige Suzanne weit und breit, was mir peinlich war. Man hiess damals Gritli und Liseli, Marteli und Berteli. Man rief sie alle mit vollem Namen, um sie nicht zu verwechseln. Es gab das Liseli Probst und das Liseli Halbeisen. Nur mir brauchte man den Familiennamen nicht anzuhängen, wenn man Suzanne rief, kam immer nur ich. Zu gerne wäre ich in die Reihe der Martelis getaucht. Ich schämte mich meines Namens und verwünschte ihn. Er stellte mich gewissermassen bloss, und ich beklagte mich zu Hause bitterlich darüber. Mein Vater sagte, er habe diesen Namen eigens für mich ausgesucht, er bedeute Lilie, was eine besonders

schöne Blume sei und mir zur Ehre gereiche. Also schickte ich mich drein – was blieb mir anderes übrig? Nur wünschte ich mir sehnlichst eine Namensvetterin ins Dorf, damit ich nicht so allein dastünde.

Und wie so heiss gewünschte Wünsche meistens in Erfüllung gehen, bekam ich sie, die Namensvetterin. Unser Nachbar, der Bauer, kaufte eine Kuh, führte sie am Strick in den Stall, band sie an ihrem Platz fest, und über ihrem Futtertrog stand es zu lesen, schwarz auf weiss: Susi.

Wie diese Kuh mir gleich sympathisch war! Tagtäglich war ich nun im Stall, schaute Susi zu, wie sie mit lautem Schnaufen ihr Fressen einschläng, und wie sie mit ihrer grossen Zunge über die Nasenlöcher fuhr. Von Zeit zu Zeit blickte sie mich überaus gutmütig an. Sie mochte mich, das stand fest. Es waren schöne Stunden im Stall. Dort roch es gut, war warm und friedlich. Im Stall gelangte ich zur Einsicht, dass ich meinen Namen, da er mir nun einmal gegeben war,

anstatt mich seiner zu schämen, ebensogut mit Stolz tragen könnte.

Noch heute, wenn ich eine Kuh erblicke, überkommt mich ein leises Verwandtschaftsgefühl, und es ergeht mir ähnlich wie Erich Kästner mit den Mäusen: für mich sehen Kühe aus, als ob sie alle Susi hiessen.

Ich habe früh gelernt, meinen Vornamen zu akzeptieren, und so genügt er mir, um einen Artikel zu unterzeichnen (mit «Feigheit» hat dies nichts zu tun). Ich brauche den vollen Namen nicht, um zu einer Aussage zu stehen. Uebrigens «gehört» dieser Name ja meinem Mann und erst seit der zweiten Hälfte meines Lebens zu mir.

Suzanne Geiger-Meurys

Seltene Tiere
(Nebelspalter Nr. 48)

Liebe Dina

Ob man ohne Fernsehgerät origineller ist, weiss ich nicht. Ganz bestimmt ist man ein «seltenes

Tier». Mein Freund und ich werden immer ganz erstaunt angeschaut, beinahe mitleidig, wenn wir bei einer Diskussion über eine Sendung nicht mithalten können und sagen, dass wir keinen Fernsehapparat haben und auch in Zukunft keinen anschaffen werden.

Unbegreiflich scheint es vielen unserer Bekannten zu sein, wie ich es ohne das flimmernde «Heiligtum» aushalte, wenn mein Freund geschäftlich im Ausland weilt, was öfter vorkommt. Antworte ich, dass ich diese Zeit mit Freuden benütze, um in Ruhe seitenlange Briefe zu schreiben, ein gutes Buch zu lesen, eine Freundin zu besuchen, die ich leider in letzter Zeit etwas vernachlässigen musste – oder einfach, um all die Dinge zu erledigen, für die ich sonst nie Zeit finde, sind sie erstaunt: «Ja, ist denn das nicht langweilig? Brauchst du nie Abwechslung?»

Muss ich dazu mehr schreiben, als dass ich Leute sehr bedaure, deren einzige Abwechslung das Fernsehprogramm ist? Veronika